

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Kleinbürger
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mich wundert oft, welcher von uns das zähtere Leben habe. Wenn mich nach einem grausigen Traum gelüstet, dann denke ich mir, du begämetest einmal zu reden und sagtest mir plötzlich ein Wort von den vielen Worten, die du von mir gehört hast. Würde nicht die unerhoffte Rückkehr dieses Wortes mich zu Tode erschrecken? Oder du gingest von mir und trügest die Last meiner Geiständnisse mit dir hinweg. Wäre mir da nicht wie einem Reichen, dessen Kleinode ein Kind durch die Raubgier einer bevölkerten Straße trägt? So gebe ich dir täglich einen neuen Schatz zu hüten und mache dich täglich nach neuen Bürden lustern. Weißt du aber, ob ich nicht grausam bin? Oder weißt du das besser als ich?

Oft meine ich, daß du mich besser kennen müßtest, als ich selbst vermag. Oder weshalb schüttelst du das Haupt, wenn ich dir eine alte Sache wieder erzähle und ändere darin eine Farbe, einen Namen oder nur eine Gebärde? Wenn du mich lügen hörtest? Wenn ein Streit zwischen uns entstände? Müßte es nicht ein Streit auf Leben und Tod sein? So weiß ich nicht, ob du meiner Langmut anheimgegeben bist oder ich der deinigen.

* * *

Zuweilen, wenn dein Lächeln eine meiner Erzählungen begleitet, scheint es mir Augenblicke lang das Lächeln des Wiedererkennens zu sein. Bist du dabei gewesen, als ich dieses tat und jenes zu tun unterließ? Hast du zugesehen, als ich diesen Frevel beging und jene Wohltat übte? Ist das, was dich an mich fesselt, vielleicht die Folge einer früheren, mir unbekannten Gegenwart, ein böses Gewissen, eine Mithwisserschaft, ein böses Mitgewissen? So wäre der Grund unserer Ge-

meinschaft ein Spiegel- und Trostbedürfnis, die Notwendigkeit eines Mitleidenden und vielleicht der allezeit wache Argwohn zweier, die ein gemeinsames Verbrechen begangen haben. Also daß wir aneinander leben und aneinander zu grunde gehen müßten?

Oder wie kommt es, daß du gerade dann immer zu mir trittst, wenn eine Lust zu Rede und Vertraulichkeit sich in mir regt, als fürchtest du, diese möchte sich einem Dritten offenbaren? Was belästert denn meine Erinnerung, das für einen zu schwer zu tragen wäre?

* * *

In Stunden, die schweren Träumen vorausgehen, in diesen unruhig tragen, bleigrauen, fiebernden Stunden hat mich oft eine stachelnde Begierde erfüllt, dich zu quälen, dir schmerzliche Geheimnisse zu rauben und dich stöhnen zu hören, dir den Fuß auf die Brust zu setzen oder dich eng zu würgen. Dann, wenn meine Einbildung schon dein Aechzen vernahm und Blut an deinem Halse sah, tratest du manchmal zu mir. Ich aber wurde von Angst und Mitleid ergriffen, streichelte deine Hände, nannte dich mit Schmeichelnamen und vermied es, in deine Augen zu blicken. Weshalb hatte ich Angst vor dir?

Oder weshalb liebe ich dich? Denn ich liebe dich mit der Liebe, die jeder Verwandlung fähig ist und keine höchste Stufe kennt. Ich liebe dich wie ein gutes Haustier, ich liebe dich wie eine Schöpfung meiner Kunst, ich liebe dich, wie man die Rätsel und das Schauerliche liebt. Ich liebe dich auch wie ein Glied meines Leibes und liebe dich wie einen morgenden Tag und wie ein Abbild meiner selbst und wie meinen Dämon und meine Borsehung. Wie aber liebst du mich?

Kleinbürger.

Nachdruck verboten.

Aus den Erlebnissen eines Zimmerherrn erzählt von Ruth Waldstetter, Bern.

Als ich eines Wintermorgens gegen sechs Uhr an einem überlauten Weinen erwachte, das vom andern Ende der Wohnung herüberscholl, wußte ich, daß mein Wirt, Herr Freudenreich, gestorben sei. Ich konnte zunächst nicht wieder einschlafen; denn das mehrstimmige Gejammer

dauerte etwa eine Stunde lang ununterbrochen fort. Mir tat Herr Freudenreich leid, weniger deshalb, weil er von dieser Erde weggemusst hatte, als weil man ihm seinen ersten Totenschlummer so aufdringlich störte. Ja, ich empörte mich geradezu und hielt im Geiste entrüstete Reden gegen

diesen Unfug des Heulens, während ich bequem und unbeweglich und mit dem Leintuchzipfel bis an die Nase zugedeckt im Bette lag.

Als ich mich über das noch immer andauernde Gejammer mit mir selber ausgesprochen und mich etwas besänftigt hatte, fing ich an mir zu überlegen, wie dieser Todesfall auf meine Zukunft einwirken würde. Das Leben in der Behausung des Schwerfranken hatte auf mich einen beunruhigenden und auf meine Arbeit einen hemmenden Einfluß gehabt. Jetzt aber schien mir die Wohnung keineswegs gemütlicher dadurch zu werden, daß der alte Herr zum Sterben gekommen war. Denn es bleibt etwas Absonderliches um einen Ort, an den, irgendwo aus der Unsichtbarkeit heraus, die kalte Faust hingelangt hat. Ich fühlte mich auch schon im besten Zuge, abergläubisch zu werden, wie man das so nennt. Ich hatte bereits am Abend vorher eine Ahnung gehabt. Als ich gegen Mitternacht nach Hause zurückgekehrt und am Krankenzimmer vorbeigegangen war, wo durch die Türspalte der rötliche Schein der Nachtlampe hervorquoll, hatte ich bei mir ganz ruhig und deutlich gedacht: In dieser Nacht stirbt Herr Freudenreich. So stark zog mich, der ich hierhergekommen war, um in völliger Abgeschlossenheit meinen Roman „Edelmenschen“ zu vollenden, diese ganz gewöhnliche und unbedeutende Familie meiner Vermieter in ihren Lebenskreis! Und wie glücklich und erleichtert war ich doch gewesen, als ich in diesem altmodischen stillen Hause, wo mir ungestörte Ruhe und Einsamkeit verbürgt schien, gemietet hatte!

Daz ich gerade diese Unterunft jeder andern vorzog, war so gekommen: da ich meine Arbeit zu Wintersanfang begann, hatte ich als Aufenthaltsort statt völliger Ländlichkeit ein altes Städtchen gewählt, in dessen traurlicher Winterruhe ich mich mit meinem Vorhaben einbetten wollte. Ich dachte es mir ebenso schön wie zweckmäßig, unter einfachen, anspruchslosen Leuten ein stilles Leben, ganz in mich selber zurückgezogen, zu führen und mich umgeben zu fühlen von den ansprechenden und ehrwürdigen Daseinsformen einer vergangenen Zeit. Ich malte mir aus, wie wohltuend die ausdrucksvollen

Gebäude, die alttümlichen, mit Liebe hergestellten Einrichtungen der Zimmer und Gegenstände des täglichen Gebrauches wirken mußten, an denen unsere alten Städte und Städtchen so reich sind. Ueberdies fühlte ich mich nach ein paar Jahren des Herumziehens in großen Zentren so überdrüssig der ungemütlichen, charakterlosen, von den Geräuschen großstädtischer Mietskasernen umtönten Zimmer „mit allem Komfort“, die mit Massenprodukten ausgestattet sind und ohne Heimatgefühl bewohnt werden, daß ich mir fest vorgenommen hatte, an meinem neuen Unterfunktsort eine gemütliche Bude nach meinem Geschmack zu finden, koste es, was es wolle. Zwei traurliche Zimmer in einem altmodischen Hause bei ehrenfesten und schlichten Leuten, deren Heim die Prägung bodenständigen Bürgertums trüge, das mußte ich haben.

Es war in der alttümlichen süddeutschen Stadt gar nicht so leicht, das Passende zu finden. Es gab hier zwei Arten von Stuben, ärmlich unwohnliche (und die vertrage ich nicht) und pseudo-luxuriöse – mit denen konnte ich mich noch weniger abfinden. Endlich, als ich schon recht enttäuscht und mißmutig über das schlechte Pflaster der alten Straßen trottete, entdeckte ich Herrn Freudenreiche oder vielmehr Frau Freudenreiche Ausschreibung. Die „zwei sonnigen Zimmer in ruhiger Lage am Alten Markt Nr. 12“ mußte ich sehen. Ich war eigentlich schon entschlossen, die Zimmer zu mieten, als ich die Reihe der schönen, schlichten Biedermeierhäuser am „Alten Markt“ gewahrte. Nr. 12 war ein gelbgraues Gebäude mit flachem Giebelaufbau, in dessen Mitte ein Medaillon in erhabener Stuccatur prangte. Die Fenster umzogen niedrige Geländer, hinter denen auf dem äußern Gesimse rote Sitzkissen lagen; hier pflegten sich die Einwohner an Sommerabenden und bei öffentlichen Festen niederzulassen, um den Markt zu übersehen – alles verhieß mir das erwünschte altmodische Bürgeridyll. Neben der Haustür war ein Emailsschild befestigt mit der Aufschrift: Reinhold Freudenreich, Kunstmaler. Mir leuchtete so gleich die Poesie eines stillen Künstlerlebens in der reizvollen alten Stadt ein, und ich stieg begierig die Treppen nach

dem zweiten Stock hinauf. Die Wohnungstür war unverschlossen; ich trat in einen etwas dunkeln und kalten Hausflur ein. Aus dem zunächstliegenden Zimmer drang ein starker Geruch von Grünkohl, und obwohl mir dieser Duft ganz besonders unsympathisch ist, klopfte ich doch an jene Tür, weil ich dahinter Küche oder Essstube vermutete. Ich war entschlossen, die Zimmer jedenfalls in diesem Augenblick zu sehen, damit sie mir nicht etwa weggeschlupft wären. Es fing sich auch an zu röhren in der Stube; schlurfende Schritte, von einem dumpfen Pochen begleitet, näherten sich der Tür. Ein graubärtiger, gebüdter Mann stand vor mir, auf zwei Stöcke gestützt und mit einer roten Samtmütze bedeckt, und sah mich fragend an. Zu meinem Anliegen schüttelte er nur den Kopf und sagte: „Da müssen wir warten, bis die Frau nach Hause kommt. Ich weiß nicht Bescheid. Ich bin immer hier in der Stube. Aber wenn der Herr einen Augenblick warten will?“

Ich trat ein, und der Lahme versuchte mit der zittrigen Hand einen Platz auf dem mit Büchern und Decken belegten Sofa für mich freizumachen. Ich sah jetzt, daß mein Gegenüber noch kein alter Mann war; doch schien ihn sein Leiden so hergenommen zu haben, daß sein abgetragener Samtanzug an dem eingefallenen, gekrümmten Körper schlotterte und sein wachsbleicher und abgezehrter Kopf einem Totenschädel glich. Die grauen Augen waren das einzige Lebensvolle in seinem Gesicht. Ich empfand in diesem Augenblick vor dem schon im Verfall begriffenen Körper eine Scheu, die ich in den zwei Monaten bis zu dem bedeutungsvollen Wintermorgen nicht mehr losgeworden bin.

„Habe ich das Vergnügen mit Herrn Freudentreich?“ fragte ich mein Gegenüber.

„Ja, der bin ich. Grad daß mein Name und ich zueinander passen, werden Sie zwar heute nicht finden!“ sagte er mit einem trockenen Lachen.

Ich bemerkte unterdessen die ungewöhnlich edelgeformten Hände des Mannes, die jetzt müßig auf seinen Knieen lagen.

„Früher war's anders,“ setzte er hinzu,

und seine Augen fingen an zu glänzen. „Als junge Bursche, in München und Paris, da haben wir was angetrieben, Herrgott! Und ich war immer der erste dabei! Ja, jetzt würde man mir's nicht mehr zutrauen...“

„Sind Sie schon lange krank?“ fragte ich.

„Neun Jahre,“ sagte Herr Freudentreich und nickte nachdenklich mit dem grauen fleischlosen Kopf. „Neun Jahre sind's im Herbst gewesen, seit es angefangen hat.“

„Ah, neun Jahre!“ rief ich erschrocken. „Und immer waren Sie aufs Zimmer angewiesen?“

„Das mag nun etwa vier Jahre her sein; bis dahin bin ich an guten Tagen noch die Treppe hinuntergegangen, ein wenig an die Sonne oder etwa einmal in den ‚Hirschen‘ zu einem Tropfen. Aber die Füße wollen nicht mehr vorwärts. In die Füße hat sie sich mir zuerst gesetzt, die Gicht, und jetzt ist sie mir am Herzen. Nun, es muß jeder einmal sein Herz drangeben, und die sich am längsten Zeit dazu nehmen, sind nicht die glücklichsten,“ schloß Herr Freudentreich mit seinem kurzen Lachen.

„Aber mit dem Altsein hat's noch Weile bei Ihnen,“ antwortete ich, in Verlegenheit um eine Antwort angesichts dieses Elends.

„Und habe doch schon eine dreißigjährige Tochter,“ entgegnete er. „Jaja, wenn man jung ist, kann man's nicht eilig genug haben mit dem Hausstand; aber nachher, wenn einmal ein paar Kinder da sind, da kommt die Mühe und Sorge; daran ist mancher Maler zugrunde gegangen! Ich habe mich übrigens nicht zu beklagen,“ fuhr er fort, immer mit einer angenehm gleichmütigen Art redend, „ich hab mit meinen Landschaften jeweils etwas an den Fremden verdienen können; auf irgendeine Weise ist es immer gegangen.“ Er deutete dabei mit seiner fein geformten und völlig blutlosen Hand an die gegenüberliegende Mauer, wo auf einer schmutzigbraunen Tapete ein paar Bilder hingen, See- und Berglandschaften mit Bauernhäuschen und Alpenweiden, wie er sie wohl zu Dutzenden und Hunderten hergestellt hatte, um seine Familie zu ernähren. Bei näherem Zusehen fand

ich immerhin in einzelnen der Duzend- bildchen jenes Unterlärliche, das man als Stimmung bezeichnet.

„Sie haben an schönen Orten gelebt und gemalt,“ bemerkte ich.

„Immer am Chiemsee und in der Tegernseer Gegend,“ antwortete er. „O, ich kann Ihnen sagen, dort kenne ich jeden Baum, jedes Häuschen, jeden Fernblick. Da ist gewiß kein Weg, den ich nicht gegangen wäre. Jeden Morgen bin ich ausgezogen, den Rucksack auf dem Buckel mit einer Spezialseite und einem Käse, meinen Farbstäben in der Hand, und habe die Gegend durchstreift, nicht auf den großen Straßen, verstehen Sie, sondern immer auf schmalen, unbekannten Wegen, die nur die Bauern kennen. Dann hab ich mich an einen schönen Platz hingesez und hab gemalt. Da hat mir die ganze Welt gestohlen werden können. Ich bin halt einer vom Lande. Meine Eltern sind Bauern gewesen.“ Während Herr Freudenreich so sprach und mit glänzenden Augen etwas anderes zu sehen schien als die braune Tapete ihm gegenüber, hatte sich meine Aufmerksamkeit durch eine unbewußte Gedankenverbindung auf den Anblick des Zimmers gelenkt, das seit Jahren den Aufenthaltsort des Kranken bildete. Es war ein schmaler, einfenstriger Raum, in den an diesem sonnigen Winter- nachmittag nur ein kaltes Nordlicht fiel. Der vordere Teil zeigte außer einer leeren, am Fenster aufgestellten Staffelei die Einrichtung eines dürftig ausgestatteten Esszimmers, dessen einziger Schmuck in einem Wandbrett mit vier oder fünf schönen Zinn- und Kupfergefäßen bestand. Auf einem baufälligen Kästchen bemerkte ich ein Löffel-Service und mehrere halbgefüllte Schnapsflaschen. Im hintern Teil des Zimmers, gegenüber dem altmodischen Bettkanapee, auf dem ich saß, und dicht an den eisernen Ofen gerückt, stand der Lehnsessel des Kranken. Mit einem Berg von abgenützten Rissen und Decken war aus dem Sessel eine Art von Lager zurechtgemacht worden, in dem Herrn Freudenreichts magere Gestalt völlig versank. Nur sein Kopf mit der roten Samtmütze ragte heraus und bewegte sich lebhaft und willenskräftig. Ein Rauchzeug, ein kleines Bücherbrett und eine Lampe von wunder-

licher, schöner Form standen, seiner Hand erreichbar, auf einem Tischchen neben ihm. Das Zimmer machte als Ganzes einen ärmlichen und trotz dem überhitzten eisernen Ofen frostigen Eindruck. Die Luft war vom Geruch des Essens und einer schlechten Zigarette verdorben.

Ich machte Herrn Freudenreich eine lobende Bemerkung über seine Sammlung von Zinn- und Kupferkrügen, was ihn sichtlich erfreute. Er warf einen heiteren, fast liebevollen Blick auf das Wandbrett, nickte mit dem Kopfe, als grüße er die schönen Gefäße, und sagte: „Ja, das ist so eine Marotte von mir. Meine Frau meint, ich solle die Krüge verkaufen, jetzt, wo die Sammler so hohe Preise zahlen. Ich hab sie seinerzeit billig erstanden. Und hab sie oft gemalt. Das liebste Stück ist mir aber die Lampe hier. Das Becken, sehen Sie, in dem der Oelbehälter steht, ist eigentlich ein Weihwasserkessel. Ich hab ihn in einem französischen Dorf aufgestöbert bei meiner Fahrt nach Paris als Zwanzigjähriger. Seither ist er immer mit mir gereist.“

Ich wollte Herrn Freudenreich, der offenbar in seiner Abgesperrtheit gern die Gelegenheit zum Plaudern benützte, eben über seine Malerfahrt von vor dreißig oder vierzig Jahren befragen, als man Schritte im Korridor hörte und der Kranke sagte: „Da kommt sie.“ Eine ältere Bürgersfrau trat ein, sehr einfach gekleidet und mit jener gebückten, eingezogenen Haltung, die auf den ersten Blick die Gewohnheit verrät, sich unter Sorgen und Lasten zu ducken. Frau Freudenreich war gern bereit, mir die Zimmer zu zeigen, und als ich die trotz ihrer unverkennbaren Spärlichkeit anheimelnde altmodische Einrichtung rühmte und Miene machte zu mieten, kam eine plötzliche Belebung über die Alte, in der sie eifrig und dienstbereit fühlne Vorschläge und Versprechen zur Verschönerung des Zimmers vorbrachte; sie wollte neue Baumwollvorhänge kaufen, mir ein Rissen auf den Arbeitsstuhl und einen Fußteppich verschaffen und an Stelle zweier zersprungener Fensterscheiben ganze einzehn lassen.

Ich konnte mich aber nicht entschließen zu mieten, ehe ich nicht einen Gedanken ausgesprochen hatte, der mich seit meiner

Unterhaltung mit Herrn Freudenreich beunruhigte. Meine beiden Zimmer hatten, wie die Frau sagte, „im Winter jeden Kleinsten Sonnenstrahl von morgens bis abends“, während die Stube des gichtischen Alten ein sonnenloser Nordraum war. Ich teilte der Vermieterin meine Ansicht mit, daß sich ihr Mann in einem der sonnigen Zimmer aufhalten sollte, wo er sich wohler befinden würde.

Frau Freudenreich lächelte untertänig und sagte: „Deswegen machen Sie sich keine Gedanken! Mein Mann friert sowieso, in jedem Zimmer; er hat das Frieren im Blut; es gehört zu seiner Krankheit!“

Der Bescheid schien mir wenig beruhigend, und ich fragte etwas erstaunt, ob denn der Arzt auch dieser Meinung sei. Frau Freudenreich sah mich von unten heraus beinahe misstrauisch an und sagte wichtig: „O, er will keinen Arzt; ich dürfte ihm keinen ans Bett bringen! Gott behüte, das dürfte ich nicht!“

Da die Alte es nicht anders haben wollte und mir das Haus einmal gefiel, ließ ich es dabei bewenden und mietete die Zimmer.

Am folgenden Abend konnte ich einziehen, und in der Zwischenzeit ging ich häufig auf dem „Alten Markt“ spazieren in der Vorfreude auf mein stilles, romantisch altmodisches Quartier. Ich hatte mir schon die in „meinem“ Hause Ein- und Ausgehenden angesehen und fragte mich, ob das blonde, nicht mehr junge Mädchen, das zur Feierabendzeit mit einem schwarzen Mäppchen unterm Arm in der Haustür verschwand, wohl Herrn Freudenreichs dreißigjährige Tochter sei.

Mein Leben in der Wohnung am „Alten Markt“ brauchte keine besondere Einteilung. Frühstück und Abendbrot ließ ich mir von meiner Wirtin bereiten, und zwischen diesen beiden festen Punkten lagen acht bis neun Stunden Arbeitszeit und eine Mittagspause. Die Abende behielt ich mir frei.

Es kam ganz von selber, daß ich dann und wann des Abends ein Stündchen mit Herrn Freudenreich verplauderte. Seine Frau hatte mir mehrmals auf meine Frage nach seinem Befinden geantwortet, er habe Langeweile, er verlange immer nach

Büchern und Zeitungen. Ich war in der Lage, ihm Lesestoff zu verschaffen, und wenn ich mich einmal auf Herrn Freudenreichs Türschwelle zeigte, kam ich sobald nicht wieder los. Der einsame Mann, der von der Welt nur noch durch sein Fenster ein paar verlotterte Hinterhäuser sah, war immer begierig, sich mit einem zu unterhalten, der die Stätten seiner eigenen frohen Jugendfahrten kannte. Und der lahme, verfallene Kranke war so liebenswürdig in seinem Erinnerungsglück, daß ich seine Einladungen zu einem Abendstök nicht abweisen möchte. Es wurde dann jeweilen eine der halbgefüllten Flaschen vom Kästchen geholt, und Herr Freudenreich schlürste mit Behagen ein Gläschen.

Am Abend saß dann und wann noch eine Dritte bei uns, das blonde Bureaumädchen, das Freudenreichs jüngste Tochter Mila war. Sie beschäftigte sich dabei stets mit einer Näharbeit, fertigte eine Bluse an oder putzte einen Hut auf. Sie schneiderte offenbar ihren ganzen Kleidervorrat selber, wohl aus einem triebhaften weiblichen Bedürfnis, immer anständig angezogen zu sein; wenigstens konnte ich mir nicht anders erklären, woher dieses augenscheinlich zarte und überarbeitete Geschöpf die Energie nahm, sich am Abend nach einer neunstündigen Bureauzeit noch beim Lampenlicht an die Näharbeit zu setzen. Sie schien übrigens gerne in der Nähe des Vaters zu sein; ich überraschte etwa einen besorgten Blick, mit dem sie den Kranken streifte. Aber sie gab Zuneigung oder Mitgefühl nie in meiner Gegenwart mit Worten Ausdruck, und vielleicht überhaupt nicht; denn ihrer Miene und ihrem ganzen Gehabt nach zu schließen, war sie eine schweigsame und mit sich selbst beschäftigte Natur.

Eines Tages sagte mir Frau Freudenreich, als sie das Frühstück brachte, daß es ihrem Manne nicht gut gehe; sie glaube, es sei der Anfang vom Ende. Sie lächelte verlegen und säuerlich bei diesen Worten und hatte den Kopf tief in die Schultern gezogen, wie gewöhnlich, wenn sie mit mir sprach.

„Ach,“ antwortete ich, „das Schlimmste brauchen Sie gewiß noch nicht zu befürchten. Ich habe eine Tante gehabt, die auch

an der Gicht litt und damit noch zwanzig Jahre lebte.“

„Hatte Ihre Tante auch Bellemungen des Nachts?“ fragte Frau Freudenreich und sah mich aufmerksam von unten herauf an.

„Sehr wahrscheinlich hatte sie das,“ antwortete ich.

„Und die Geschwulst nahm auch immer zu?“

„Vermutlich tat sie das nach und nach.“

„Und sie lebte damit noch zwanzig Jahre,“ sagte Frau Freudenreich nachdenklich vor sich hin.

Die Erwähnung meiner gichtischen Tante schien meine Wirtin ganz besonders interessiert zu haben. Denn schon am nächsten Morgen, als sie mit dem Kaffeebrett erschien und ich mich nach Herrn Freudenreichts Befinden erkundigte, antwortete sie, immer mit ihrem verzogenen Lächeln: „O, es geht nicht gut. Er hat gar keinen Appetit und kann nicht schlafen, und die Geschwulst reicht immer weiter hinauf. Hatte Ihre Tante auch so wenig Appetit?“

Ich antwortete, daß ich das wirklich nicht wußte; aber meine Wirtin war eine zähe Fragerin. „So, das wissen Sie nicht,“ sagte sie bedauernd. „Aber konnte Ihre Tante auch nicht schlafen?“

„Vielleicht nahm sie Schlafmittel,“ meinte ich gedankenlos.

„Ah, Schlafmittel,“ wiederholte Frau Freudenreich nachdenklich und verwundert. „Aber das nützt nichts für die Geschwulst. Ihre Tante war wohl nicht sehr geschwollen, wenn sie noch zwanzig Jahre leben konnte?“ Sie seufzte und sekte von neuem an: „So ein fröhlicher Mann, der das Leben so genossen hat und sich nie viele Sorgen machte, trotz den fünf kleinen Kindern, seinerzeit, als sie noch alle lebten! Damals habe ich noch geplättet für die Herrschaften, neben der Haushaltung. Aber er, der ist immer obenauf gewesen. Und jetzt so . . . Doch das kann nicht mehr lange dauern, wenn ein Mensch nichts mehr ist! Sogar Speck und Bohnen, die er früher so gerne mochte, hat er mir heute nicht nehmen wollen!“

„Speck und Bohnen!“ rief ich aus. „Aber Sie sollten ihm etwas Leichtes und

besonders kräftiges kochen, nicht die gewöhnliche Kost!“

Meine Wirtin sah mich von unten herauf an und fragte: „Meinen Sie? Ganz besondere Kost?“ Doch dann wiegte sie lächelnd den Kopf und sagte in bedauern dem und ergebenem Ton: „Aber das kommt alles zu spät. Das kommt viel zu spät!“

Mit diesen Worten verzog sie sich geräuschlos. Die Fragen nach den Krankheitserscheinungen meiner Tante waren damit aber nicht erschöpft. Frau Freudenreich stellte sie mit der ihr eigenen scheuen Zäsigkeit jeden Morgen von neuem, und ich sagte mir, daß die Erwähnung der gichtischen Dame wirklich sehr ungeschickt von mir gewesen war.

Meine Hausfrau hatte jetzt vermutlich mehr Mühe als sonst mit der Pflege ihres Mannes. Und ich hielt es diesem Umstand zugut, daß noch immer Fußteppich, Kissen und Vorhänge in meinem Zimmer fehlten. Auf Teppich und Kissen wollte ich zunächst verzichten; aber ohne Vorhänge war das Zimmer allzu kahl. Ich mahnte Frau Freudenreich eines Morgens beiläufig an ihr Versprechen. Sie sah neben mir vorbei und sagte: „Natürlich hat Mila sie zu kaufen vergessen; das junge Volk hat seine eigenen Sachen im Kopf!“ Sie machte dazu ein böses Gesicht, und ich bat sie, ihre Tochter ja nicht deswegen zu schelten. Ich kam ihr dann zuvor und sagte es Mila selber zur Feierabendzeit. Aber da entdeckte ich leider, daß Frau Freudenreich lügen konnte und daß sie es sogar mit großer Natürlichkeit tat. Mila hatte keinen Auftrag erhalten. Sie wollte aber noch am gleichen Abend den Stoff kaufen und die Vorhänge selber nähen; doch das verbot ich ihr. Sie hat es trotzdem getan und brachte sie am nächsten Tage um die Mittagszeit herein, als sie mich ausgegangen glaubte. Sie schaute müde aus den Augen und war sehr bleich, und ich schalt sie, daß sie ihre Nachtruhe für die Arbeit geopfert hatte.

„Ah, das macht mir wenig aus,“ sagte Mila still und fing an, die Vorhänge zu befestigen.

Ich riet ihr, überhaupt nach Bureau schlüß nicht mehr zu arbeiten, sondern

abends einen Spaziergang zu machen und frühzeitig zu Bett zu gehen.

Aber Mila sagte ruhig: „O, mir hat immer etwas gefehlt, und das wird wohl auch nicht anders werden. Die Mutter sagt, ich sei von klein auf ein schwächlicher Typ und immer wehleidig gewesen.“ Und sie setzte entschuldigend hinzu: „Sie war eben nie in ihrem Leben krank. Sie hat immer geschafft und sich abgeradert. Vater begreift mich wohl.“

Sie war jetzt mit ihrer Arbeit fertig und verschwand auch schon in der Tür. Sie tat mir leid, dieses zarte, vorzeitig verblühte Geschöpf. Es war mir wie eine Beruhigung, als ich sie am Sonntag nachmittag hübsch feiertäglich gekleidet zu einem Spaziergang ausrücken sah. Sie hatte einen kleinen Jungen in der Tracht der Waisenknaben an der Hand. Dieses Kind bemerkte ich in der Folgezeit öfters in der Freudenreichschen Wohnung. Ich erfuhr auf meine Frage, daß es ein Enkel meiner Wirtsleute sei, vermutlich wohl das Kind einer verwitweten Tochter.

An dieser Weihnacht machte ich eine Skitour im Gebirge und kam am Silvester wieder zurück. Am Abend bat mich meine Wirtin, noch einen Augenblick zu ihrem Mann zu kommen, der sich eben ausnahmsweise wohl fühlte. Ich fand Herrn Freudenreich noch bleicher, noch abgezehrter und unbeweglicher als früher. Ich mußte schon einen ordentlichen Schluck von dem Neujahrswein trinken, den ich eben noch in der Stadt aufgetrieben hatte, um den leisen Schauder loszuwerden, den mir das Zusammensein mit dem so sichtbar dem Tode Verfallenen verursachte. Aber auch Herr Freudenreich belebte sich beim Weine. Seine Augen glänzten wieder wie damals, als er mir zuerst von seinem Wanderleben erzählte, während wir uns jetzt von der Gegend unterhielten, die ich eben durchstreift hatte und die auch dem Alten bekannt war. Wir plauderten eine lange Weile. Herr Freudenreich bemühte sich, keine Pause im Gespräch eintreten zu lassen, in der ich hätte entwischen können. Seine Frau ging ab und zu in der scheuen, unruhigen Geschäftigkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden schien; Mila zeigte sich nicht. Es war spät geworden, als plötzlich im Korridor Schritte und helle Stim-

men ertönten, die Tür aufging und, von Mila hereingeschoben, eine auffallend hübsche Dame in der etwas wahllosen Eleganz einer großstädtischen Angestellten eintrat und auf den alten Freudenreich mit ausgebreiteten Armen zulief, während der Kranke wie durch ein Wunder rote Wangen bekam und atemlos stammelte: „Hedchen, bist du's ... Ach, Hedchen!“

Bald klärte sich alles auf. Es war Milas große Neujahrsüberraschung für den Vater gewesen, daß sie ihre Schwester, seinen Liebling, eingeladen hatte. Der alte Freudenreich dankte ihr dafür mit einem Druck seiner linken Hand, während er mit der wachsbleichen Rechten die Finger der hübschen Hede umklammert hielt. Es war ein merkwürdiges Bild, dessen Anblick mich fast peinlich berührte, der Alte, vom Tod Gezeichnete, in den Armen der lebensfrohen Tochter, die in ihrer Wolke von Parfüm alles andere eher anzulocken schien als die Gesellschaft eines Sterbenden. Und Mila daneben, die der Schwester glich, nur, obwohl sie die Jüngere war, an allem, an Gesundheit, Schönheit und Kleidung verkürzt und verkümmert, als wäre sie verdorrt in der Atmosphäre der Sorge!

Ich hatte die unerwartete Situation eben erst erfaßt und wollte mich nun zurückziehen, als eine neue Überraschung erfolgte. Die Tür, die in Milas Schlafräumchen führte, wurde nämlich von innen aufgetan, und auf der Schwelle erschien eine kleine Gestalt im Hemd und mit bloßen Füßen, und zwei schlastrunkene Augen sahen sich im Zimmer um. Dann malte sich eine große Verwunderung auf dem Gesicht des jungen Waisenknaben — denn diesen erkannte ich in der Kindergestalt — und seine Lippen flüsterten das eine Wort „Mama!“ während er Freudenreichs hübsche Tochter mit verwundertem Blick anstarrte. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß die junge Dame nicht etwa das Kind umarmte und an sich zog, sondern, nachdem sie einen Blick auf mich geworfen hatte, es rasch in die Kammer zurückschob und mit ihm hinter der Tür verschwand. Ich glaubte, eine allgemeine Verlegenheit im Kreise der Familie zu bemerken, und empfahl mich, indem ich auf die späte Stunde verwies.

Am nächsten Morgen, als ich gegen Mittag mein Zimmer verließ, begegnete ich der hübschen Witwe. Ich wollte ihr ein glückliches Neujahr wünschen und ärgerte mich, daß ich ihren Namen vergessen oder überhört hatte. Ich fragte Frau Freudenreich darum, als sie mir das Abendbrot brachte. Sie guckte mich erst mit verständnislosen Augen an und sah dann im Zimmer umher, als suche sie etwas, sodass ich meine Frage wiederholen mußte. Frau Freudenreich schob jetzt mit ihrer Schuhspitze ein paar Brosamen am Boden zusammen und sagte dann hart, in einem Ton, den ich ihr nicht zugetraut hätte: „Der kleine Otto hat allerdings seinen Vater verloren; aber der ist nie mit meiner Tochter verheiratet gewesen.“

Ich war durch diese Antwort wirklich überrascht und verlegen, entschuldigte mich für meine unbeabsichtigte Indiscretion und rühmte den aufgeweckten Jungen und die hübsche Mutter. Aber Frau Freudenreich schien mich kaum zu hören. Sie zeigte eine gleichzeitig beschämte und empfindliche Miene; es war, als ob in ihrer zerfurchten Seele eine alte Kränkung und Empörung auflebte, und als sie nun sprach, hatte ich den Eindruck, sie sei in diesem Augenblick, während sie mir die nie völlig verschmerzte Verletzung ihrer bürgerlichen und mütterlichen Ehre bloßlegte, ebenso ungewollt aufrichtig, wie sie oft das Gegenteil war.

„Ja, das ist ein Unglück,“ sagte sie. „Hede ist ein hübsches Mädchen und so fröhlich und einnehmend — sie ist ja auch heute noch Vaters Liebling — und sie war damals in einem Konfektionsgeschäft, immer unter den Leuten, nicht wahr; da ist es so gekommen. Jetzt verdient sie gut als Modistin, und der Mann hat den Jungen auch sichergestellt. Ja, Hede hat das Kind als Mädchen haben müssen, und ihre Schwester, die Marie, die Verheiratete, die so gerne Kinder hätte, bekommt keine. So geht's auf der Welt!“

„Ihre Frau Tochter ist auswärts verheiratet?“ fragte ich, um sie abzulenken.

„Ja. Es ist besser, daß wir jenes Unglück nicht auch unter den Augen haben müssen,“ antwortete sie; „wenn man Geld hat und wird doch wie eine Magd gehalten.“

ten!“ Sie seufzte, nahm das leere Teebrett und verschwand in der Tür.

Schon einige Tage nach Neujahr befand sich Herr Freudenreich wieder schlechter. „Es geht nicht gut,“ sagte meine Wirtin eines Morgens. „Er ist nicht recht bei sich. Ihre Tante war wohl immer bei Besinnung, Herr Doktor?“

Ich konnte darüber keine Auskunft geben, und Frau Freudenreich sagte mit ihrem verzogenen Lächeln: „Da ist nichts mehr zu machen. Nein, da ist nichts mehr zu machen, wenn ein Mensch so weit ist.“

Ich wurde nun doch ernstlich böse über die Frau und sagte ihr kurz und bündig, daß jetzt ein Arzt zur Stelle gehöre und daß ich ihn auf eigene Verantwortung hinholen lassen und ihm bei Herrn Freudenreich Eingang verschaffen würde.

Sie duckte sich ein wenig mehr als sonst bei meinen Worten, sie schien förmlich kleiner zu werden und sagte: „Ja, gewiß, Herr Doktor, er wird heute geholt, ich hatte es mir schon vorgenommen, heute morgen hatte ich es mir vorgenommen, ich schicke Mila gleich nach dem Essen hin.“

Aber die Alte machte es wieder wie damals mit den Vorhängen. Mila wurde nicht zum Arzt geschickt, und als ich mich über diese Sache, obwohl sie mich nichts anging, gegen Frau Freudenreich ausließ, stand sie ganz geduckt vor mir, hörte mir mit verzerrtem Lächeln zu und sagte nichts.

Mich begann dieses Leiden, das hier im Hause ohne Trost und Rat ausgetragen wurde, bei der Arbeit zu beunruhigen. Ich ging deshalb am Abend selber ins Krankenzimmer, um mit Herrn Freudenreich über die Buziehung eines Arztes zu verhandeln. Ich merkte bald, daß der Patient in diesem Zustand des Verfalls nur noch ein leidender Körper war mit einem von diesem Leiden gequälten, gefnickten und wieder gereizten und aufgepeitschten, nicht mehr zurechnungsfähigen Willen. Herr Freudenreich machte auf mein Zureden, einen Arzt holen zu lassen, nur eine sehr schwache, abwehrende Handbewegung und sagte, nach Atem ringend: „Könnten ja alle nichts. Habe nie einen sehen mögen. Ist überhaupt fertig, ist bald fertig!“

Ich verwunderte mich selber, wie ich eigentlich dazu kam, auf diesen schon un-

nütz gewordenen Arztbesuch so großen Wert zu legen, und ich sagte mir, daß ich unter dem Zwang des unvernünftigen Lebensinstinktes handle, der, sobald er die Bedrohung des Todes merkt, uns wahllos nach der ersten besten Hilfe hinfreibt.

Der Arzt kam also am nächsten Morgen, und ich wartete in meinem Zimmer die Untersuchung ab, um ihn hernach auch meinerseits über das Ergebnis zu befragen. Als ich meine Tür hinter ihm geschlossen hatte, wandte sich mir der noch junge Mann mit einer heftigen Bewegung zu und sagte: „Vollständig vernachlässigt! Hat vielleicht noch zwei Tage zu leben, und jetzt holt man den Arzt! Absolute Vernachlässigung! O, es ist nicht der erste, den ich so antreffe! Wenn nicht mehr zu helfen ist, so macht man noch schnell die Komödie mit dem Arzt, nachdem man den Kranken jahrelang auf eigene Faust zu Tode ge- doktiert hat. Ich habe hier gar nichts weiter zu sagen. Das beste wäre eine gute Dosis Morphium.“

Diese Worte des Doktors sind es, die mir einige Tage später das Geplärr um den Toten so widerwärtig machten, daß ich mich in meinem Bett ereiferte, statt den Morgenschlummer wieder zu suchen.

Dieser endlich eingetretene Tod hätte eigentlich beruhigend und auf das Fortschreiten meiner Arbeit, das durch Herrn Freudenreichs Krankheit gehemmt worden war, günstig wirken sollen. Aber das kam zunächst nicht so. Ja, ich glaube, mein bürgerliches Idyll wird mir zwei oder drei Monate gefoxtet haben. Doch das ist nun nicht mehr zu ändern.

Die ersten Tage, bis zum Begräbnis, konnte ich überhaupt nichts arbeiten. Die Wohnung war so belebt von einem eigentümlichen Ahnen und Grauen! Gleich am Morgen suchte ich das Totenzimmer auf, um Herrn Freudenreich ein paar Blumen hinzulegen. Auf mich wirkt der Anblick eines Toten immer wie ein elektrischer Schlag: ich zucke zusammen und bin aus der Ordnung gebracht. Auch diesmal war es so. Und doch denke ich mit einer gewissen Genugtuung an jenen Augenblick; denn er zeigte mir sozusagen Herrn Freudenreich in Verklärung. Die Leidenszüge des Verstorbenen waren durch den Tod bedeutend, von strenger Klarheit gewor-

den. Der letzte Vorgang hatte sie zu einem Ausdruck vollendet, den der Entschlafene vielleicht nie in seinem Leben, vielleicht in seinen edelsten Momenten gehabt hatte. Der alte Maler verabschiedete sich würdig von dieser Welt.

Schade war es und wirkte bedrückend, daß Frau Freudenreich jedem Besucher jammernd erzählte, sie habe den Tod ihres Mannes verschlafen. Sie hatte seinen letzten Atemzug überhört und war erst erwacht, als am Morgen der Rehrichtwagen vorbeifuhr. Da hatte Herr Freudenreich nicht mehr gelebt. Jedermann bedauerte die Witwe.

Im Laufe des Tages kamen die Töchter an. Die hübsche Hede hatte schon einen kleinen Trauerhut mit weißem Streif über der Stirne angetan. Sie sah recht mollig darin aus. Sie war ehrlich betrübt und schluchzte am meisten von allen während der Leichenrede. Mila war still und vernünftig und tat umsichtig alle die Arbeiten, die ein Trauerfall erfordert. Und doch schien sie mir am meisten zu bedauern. Oder vielleicht noch mehr Frau Marie, die Älteste, die am Abend mit einem eleganten Reiseetui in einer Droschke vorgefahren kam. Ich werde Frau Maries Gesicht nie vergessen. Ich habe nur dieses einzige Mal eine „unglückliche Frau“ gesehen, deren ganzes Wesen bis zu der kleinsten Bewegung der Wimpern von diesem Unglück geprägt war. Ich glaube, Frau Marie hat während der fünf Tage, die sie hier verlebte, keinen Augenblick an den Tod ihres Vaters gedacht, sondern immer an etwas anderes, viel Schrecklicheres, das ihr stets gegenwärtig war.

Frau Marie hatte die repräsentativen Pflichten auf sich genommen. Sie empfing die Besucher, führte sie ins Totenzimmer und wieder hinaus, und sie machte das, soviel ich bei einer zufälligen Begegnung sah, mit vollendetem Damenhaftigkeit, aber ganz mechanisch. Auch bei der Begräbnisfeierlichkeit im Hause, der ich beiwohnen mußte, war sie es, welche die Plätze anwies und den Pfarrer begrüßte. Sie saß mir während der Leichenrede gegenüber, am andern Ende des Zimmers, und sie sah völlig geistesabwesend aus und so abgespannt, als wäre ihr jeder Augenblick zu leben eine Mühe. Während Frau

Freudenreich und Hede ein gesundes, herzhaftes und entlastendes Weinen anstimmten und Mila hustete — sie hatte „ihn“ natürlich wieder, und niemand kümmerte sich darum — saß Frau Marie stumm und ohne ein Anzeichen der Teilnahme dabei, und in ihrem totenblassen Gesicht bewegten sich nur die Augenlider, die immer ein nervöses, ängstliches Zucken hatten... Mit was hat wohl das arme Fräulein Freudenreich Geld und Eleganz erkaufst, mit was für Erniedrigungen, die das innerste Wesen einer Frau in Scham vernichten und verlöschten?

Otto, der Kleine Waisenknabe, war auch bei der Leichenrede zugegen. Er stand zwischen Frau Marie und Mila und lehnte sich zutraulich an diese, während er mit nachdenklichem und aufmerksamem Blick die Vorgänge beobachtete.

Nach der Feierlichkeit mußte ich mit auf den Kirchhof fahren. Ich wurde schon ganz zur Familie gezählt, und es kam mir selber fast vor, als gehörte ich dazu.

Es war ein kalter Winterregentag. Auf dem Kirchhof zerrte der Wind die Kränze von den frischen Gräbern auf und warf sie verkehrt wieder hin; die Erde war ein Morast. Die Damen sorgten sich um ihre neuen Kleider. Sie kamen der Schirme kaum Herr werden. Ich nahm Frau Marie unter den meinen. Um Grabe machte man keine langen Zeremonien: der Sarg wurde schweigend eingesetzt; zwei Schaufeln Erde kollerten drauf. Als die Damen den Rücken gekehrt hatten, warfen die Totengräber ihre Mäntel ab, stülpten die Ärmel auf, zündeten sich eine Pfeife an und machten sich an die Arbeit. Ich verweilte noch einen Augenblick draußen. Es kam mir alles so mißverstanden vor, als ich allein unter den rauschenden Bäumen in der gewaltig bewegten Natur stand...

Hede und Frau Marie blieben noch über den Sonntag bei der Mutter. Es gab der Wohnung etwas Trauliches und Heiteres, wenn die gedämpften und doch hellen Frauenstimmen erlangten und die schleppenden Kleider über den Hausflur raschelten. Um vier Uhr drang nun immer ein diskreter Kaffeearoma durch die Küchentür, und man hörte das Klappern von Tellern und Tassen. Es verbreitete sich ein gewisses Behagen des Familienlebens

in der Wohnung, das ich sonst nicht darin verspürte.

Am Sonntagnachmittag klopfte es gegen vier Uhr an meine Tür, und zu meiner Verwunderung sah Hedes hübsches Gesicht herein. Der Widerstreit einer fast kindlichen Trauer und des gewohnten Bemühens zu gefallen gab ihm einen liebenswürdig verlegenen Ausdruck. „Mama läßt fragen, ob Sie uns vielleicht das Vergnügen machen wollten, den Kaffee mit uns zu trinken? Wir sind heute noch alle beisammen.“

Ich konnte die Einladung nicht ausschlagen. Als ich ins Wohnzimmer kam, waren sie wirklich alle beim Kaffee, die vier schwarzen Damen in ihrer neuen Trauer. Sie hatten Schlagrahm aufgestellt und Mürbgebäck zu Frau Freudenreichts Zwetschgenmus. Der Tisch war hübsch gedeckt; es herrschte eine gewisse Atmosphäre von Behaglichkeit in der hübschen Nordstube, aus der Herrn Freudenreichts zerknüllte Kissen und Decken verschwunden waren. Im ersten Augenblick konnten wir uns alle einer kleinen Verlegenheit nicht erwehren. Ich wußte nicht recht, ob ich mich als unter dem Eindruck des Todesfalls oder unter demjenigen des sonntäglichen Kaffeeschmauses stehend den Damen vorstellen sollte. Frau Marie rettete die Situation, indem sie einfach sagte: „Wollen Sie hier oben Platz nehmen, Herr Doktor? Der Stuhl des guten Papa ist ja nun frei.“ Die Unterhaltung floß dann ganz natürlich dahin, was wir hauptsächlich Hedes lebhafte Art zu verdanken hatten. Die andern Damen verzehrten ziemlich schweigend ihr Mürbgebäck; Frau Marie aß nichts. Ich versuchte ein Gespräch mit ihr anzutüpfen; aber ihre Antworten wurden immer so gegeben, als müßte sie sich eben aus einem mühsamen Gedankengang herausreichen.

Ich verließ die Kaffeegesellschaft nach einem halben Stündchen in angenehmer Stimmung. Erst nachträglich überkam mich ein gewisses Gefühl der Beschämung über die Macht des menschlichen Unpäfungstriebes.

Ich trat die nächste Woche in der bestimmten Voraussetzung an, daß nun die erwünschten Monate der Ruhe für mich gekommen seien. Zunächst hatte es auch

so den Anschein. Die Beunruhigung, den Schwerkranken hinter der nächsten Tür zu wissen, war gewichen; ich arbeitete gut und ungestört. Bis mir nach einigen Wochen plötzlich die Wohnungsklingel der Familie Freudenreich, eine almodische Schelle, die acht- oder zehnmal angab, wenn man den Glockenzug in Bewegung setzte, anfing, die Nerven zu reizen. Es kam mir vor, als klingelte es am Vormittag unaufhörlich mit einer ganz anormalen Hartnäckigkeit. Es störte mich so sehr, daß ich ärgerlich anfing, die Klingelzeichen zu zählen. Es schellte wirklich siebenmal in einer halben Stunde. Als es noch immer nicht enden wollte, lief ich beim nächsten Klingel selber an die Wohnungstür. Ein trummbeiniges Männchen in abgerissener Kleidung mit einem Sack auf dem Rücken stand davor. Ohne nur eine Frage von mir abzuwarten, schob er sich durch die offene Tür. „Was wollen Sie hier?“ fragte ich barsch den Lumpenhändler. Er sah mich frech und spöttisch an und sagte: „Ist das etwa nicht hier?“ indem er einen zerknitterten Zeitungssezen aus der Tasche zog und mit dem schmutzigen Zeigefinger auf ein kleines Inserat wies. Es hieß da: „Wegen Todesfall Herrenkleider, -wäsche und -schuhe billig abzugeben. Alter Markt 12 II. 9—10 Uhr vormittags.“

Ich gab ihm den Zezen zurück. Im Hintergrund erschien Frau Freudenreich. Ich verzog mich in meine Zimmer; aber ich konnte nicht anders als bissig durch die Türspalte rufen: „Der Mann behauptet, er wäre von Ihnen bestellt!“

Der kleine Vorgang ärgerte mich mehr, als er eigentlich wert war. Ich kannte ja die Geldverhältnisse meiner Wirtin nicht; vielleicht hatte der Mann Schulden hinterlassen. Aber ich hätte immerhin gerne gewußt, ob wohl sein Samtanzug und die rote Mütze auch in den Lumpensack wandern würden.

Als meine Hausfrau mir abends das Essen brachte, blieb sie an der Türe einen Augenblick stehen, sah mich von unten herauf an und sagte mit verlegenem Lächeln: „Hoffentlich hat den Herrn Doktor das Klingeln nicht allzusehr gestört? Man ist froh, nicht wahr, bei diesen teuern Zeiten, wenn man aus den alten Sachen noch

etwas lösen kann; wenig genug ist es ja, was dabei herausschaut.“

„Nun, für einen Samtanzug zum Beispiel, wie Herr Freudenreich ihn trug, werden Sie wohl noch ein ordentliches Stück Geld bekommen,“ sagte ich.

„O, den gebe ich nicht einem Altkleiderhändler,“ antwortete sie empfindlich. „Da kriegte ich ja den Wert nicht heraus. Nein, dafür habe ich eine Privatadresse.“

Ich beschloß, mich doch um Frau Freudenreiche Angelegenheiten, die mich gar nichts angingen, nicht mehr zu kümmern. Ich wurde aber leider meinem Vorsatz schon am nächsten Tage wieder untreu. Denn um die verdächtige Stunde zwischen neun und zehn ging wahrhaftig das widerwärtige Klingel von neuem los, zwar nicht ganz so häufig wie die letzten Tage; aber meine Nerven waren nun bereits mit aller Empfindlichkeit auf diesen Ton gespannt. Beim fünften oder sechsten Klingelzeichen litt es mich nicht mehr, und ich lief wieder aus meinem Zimmer an die Wohnungstür. Diesmal aber war mir Frau Freudenreich zuvorgekommen; sie öffnete eben einer langen, hagern Maler-gestalt mit Schlapphut und dunklem Lockenbart, die sich knirschend vorstellt und stracks ins Wohnzimmer geführt wurde. Frau Freudenreich würdigte mich aufdringlichen Neugierigen dabei keines Blickes, geschweige, daß sie sich etwa geschämt hätte. Und doch konnte ich durch die offene Wohnzimmertür sehr wohl bemerken, daß auf dem Ecktisch sämtliche Pinsel, Paletten und der Farbkaſten des Herrn Freudenreich zur Auswahl ausgestellt waren und im Hintergrunde die Staffelei — mit einem halbfertigen Bild — ebenfalls zum Verkauf bereit stand.

Ich ging in mein Zimmer und riegelte hinter mir zu. Es war eine unnütze, aber sinnbildliche Handlung; denn ich wollte mit allem, was außerhalb dieses Raumes in der Wohnung vorging, nichts mehr zu tun haben. Ich ärgerte mich über mich selber, über mein unbegründetes Interesse an den Schicksalen meiner Wirtsleute, über Frau Freudenreich im einzelnen und das menschliche Missverständnis mit dem Leben im allgemeinen, und schließlich über mein sentimentales Kleinbürgerideal, das

mir diesen Winkel hatte begehrenswert erscheinen lassen.

Ich blieb zunächst meinem Entschlusse treu. Es kamen zwar noch mehrere Vormittage, an denen unverhältnismäßig oft gelungen wurde. Aber mich konnte nichts mehr aufbringen. Ich stopfte mir während der Arbeit präpariertes Wachs als Schalldämpfer in die Ohren und kümmerte mich um nichts mehr. Ich hatte die Zimmer nur bis Ende März gemietet, und ich sagte mir, daß wenn sich nun auch meine Arbeit noch einige Monate in die Länge ziehen möchte, es in der Stadt wohl noch andere Wohnungen für mich geben würde. Die letzten Erlebnisse hatten mir diese verleidet.

Der bessere Teil der Familie, Fräulein Mila, war mir sowieso in der letzten Zeit aus den Augen gekommen. Ich traf sie erst nach einigen Wochen zufällig eines Sonntags in der Küche, wie sie in Abwesenheit der Mutter die Wohnung hütete. Jenes eine Mal lernte ich allerdings mehr von Mila kennen als in dem ganzen verflossenen Vierteljahr. Ich war eingetreten ohne anzuslopfen, da ich niemanden zu Hause vermutete, und sah nun plötzlich Mila vor mir, die am Herd auf einem Küchenstuhl saß, den kleinen Otto auf dem Schoß hielt und ihn herzte und küßte mit einer mütterlichen Leidenschaftlichkeit, die ich dem stillen Geschöpf niemals zugetraut hätte. Sie erschrock sehr, als sie mich gewahrte, und wurde feuerrot im Gesicht; ja, es schien mir, ehe sie sich abwandte, als habe sie Tränen in die Augen bekommen. Ich sprach ein paar Worte zu dem Knaben, der wirklich ein hübscher, aufgeweckter Junge war, und als Mila sah, daß ich an dem Kind Gefallen fand, sagte sie mit ungewohnter Offenheit, indem sie die ernsten Augen fest auf mich richtete: „Sollte nun nicht so ein Junge in der Familie aufwachsen und nicht in der Anstalt, besonders solch ein gescheiter, aufgeweckter, wie Otto es ist? Die Waisenbehörde würde uns ja einen Beitrag an den Unterhalt geben!“

Ich fragte, ob sich denn das nicht machen ließe. Aber offenbar wünschte es die Mutter nicht, der unehelichen Abstammung des Knaben wegen, und dann schienen noch Gründe da zu sein, die Mila nicht sagen wollte. Das junge Mädchen

sah übrigens so blaß und leidend aus, daß ich nicht anders konnte, als ihr wieder einmal eine meiner billigen Ermahnungen zu geben, sich mehr zu schonen.

„Ach, ich bin eigentlich ganz wohl; wenn ich nur nicht immer frieren würde in dieser kalten Bude!“ sagte Mila.

In diesem Augenblick kam mir ein ausgezeichneter Gedanke. „Aber Fräulein Mila,“ rief ich, „sehen Sie denn nicht, wie leicht dem abzuhelfen ist! Ich habe doch hier zwei sonnige Zimmer, von denen ich nur eines bewohne. Mir ist es ja ganz einerlei, ob in mein Schlafzimmer am Tage die Sonne scheint, wo ich es kaum betrete. Und im Sommer wäre mir sogar besser gedient mit einem kühlen Schlafzimmer!“

„Aber Sie ziehen doch am nächsten Ersten aus!“ sagte Mila trüb.

„Ja, ich hatte allerdings einigermaßen die Absicht,“ antwortete ich ausweichend. „Aber Sie werden nach mir einen andern Mieter haben, und dem bieten Sie einfach die Zimmer an, die einander gegenüber liegen, eins nach vorn und eins nach dem Hofe. Und zwar ändern wir das schon morgen. Und Sie werden von jetzt ab in einer sonnigen, warmen Stube wohnen.“

„Und dann könnte ich Otto zu mir nehmen,“ sagte Mila vor sich hin; „denn meine kalte Kammer ist kein Ort für das Kind.“

„Also sehen Sie, alles klappt!“ rief ich fröhlich, um ihr Mut zu machen.

Auch Mila fing nun an, sich zu freuen. Und wir schmiedeten gemeinsam Pläne, wie sie die Sonntage mit dem Jungen verbringen und jeden Abend mit ihm einen großen gesunden Spaziergang ins Freie machen könnte; tagsüber würde er in der Schule sein. Wir sahen uns gleich die Zimmer an, die umgeräumt werden sollten. Aber als wir in die Wohnstube traten, mußte ich mich erstaunt umschauen. Das Wandbrett, auf dem die schönen Zimmgefäße gestanden hatten, hing leer; Herrn Freudenreichs Bücher waren verschwunden; nur die wunderliche Ampel prunkte einsam auf dem Tischchen am Ofen. Das war also der Erfolg der vielen vormittäglichen Besuche!

„Alles weg?“ fragte ich Mila, indem ich auf die leeren Plätze zeigte.

Sie zuckte die Achseln und sagte rauh: „Sie hat alles allein eingefädelt.“

„Das Schönste aber, sein Lieblingsstück, haben Sie doch noch,“ bemerkte ich, auf die Lampe weisend.

„Nein, sie ist auch versprochen,“ sagte Mila kurz.

„Versprochen, aber noch nicht verkauft?“ fragte ich. Und ich vernahm, daß sich Frau Freudenreich mit dem Händler nicht über den Preis hatte einigen können und dieser morgen wiederkommen wollte.

Ich machte mir im stillen einen Plan, den ich auch ausführte, da mir die originelle Hinterlassenschaft des armen Herrn Freudenreich wirklich begehrswert schien. Ich war am nächsten Morgen gerade zur rechten Zeit aus dem Bett, um den Händler, der breitspurig im Wohnzimmer stand, noch zu erwischen. Ich bot Frau Freudenreich sogleich den ganzen Betrag, den sie verlangte und der immer noch ein Spottpreis war für das schöne alte Gefäß. Der Händler wollte nun aber die Beute nicht loslassen, war plötzlich bereit, die ganze Summe zu bezahlen, und brauchte, indem er sich auf ein erdichtetes Recht als erster Käufer berief, alle Drohungen und Frechheiten solcher Leute. Frau Freudenreich stand geduckt und versöhnlich lächelnd im Hintergrund und wartete ab. Erst als ich sie, endlich ebenfalls aufbrausend, mit dröhrender Stimme fragte, ob sie nun den zuerst von ihr verlangten Preis vom Händler oder von mir das Anderthalbfache wolle, gestand sie mir die Lampe mit einem befriedigten Lächeln zu. Nachdem ich mit großer Mühe den schimpfenden und fluchenden Händler zur Tür hinausgebracht hatte, getraute sich Frau Freudenreich wieder zu reden.

„Was es doch für Leute gibt,“ sagte sie, „so ein gemeiner Kerl! Wie der mich übervorteilen wollte!“

Ich bezahlte die Lampe bar und verständigte meine Hausfrau eben noch über die geplante Zimmerveränderung. Sie bemerkte nichts weiter dazu; erst am Abend fing sie, zaudernd und indem sie mich von unten herauf mit einem scheuen Blick streifte, an: „Herr Doktor, ich wollte eben noch fragen, könnten der Herr Doktor vielleicht statt am Ersten schon am Fünfundzwanzigsten ausziehen? Es ist nämlich

nur deswegen: die ganze Wohnung wird möbliert vermietet.“

Ich hätte dies nun wirklich am allerwenigsten erwartet und fragte aus meiner Verwunderung heraus zunächst einmal, wohin sie denn dann mit Fräulein Mila ziehen wollte.

„O, es ist im Dachstock noch etwas zu haben, eine Stube mit Küche und Kammer, das wird eben frei.“

„Ah, das ist dann wohl eine gesundere Wohnung als Ihre Zimmer hier unten, eine nach der Sonnenseite?“ fragte ich etwas barsch.

„Das leider nicht,“ antwortete Frau Freudenreich, und sie schien vor lauter Bedauern über diesen Umstand ganz in sich zusammenzusinken. „Aber der Preis ist sehr vorteilhaft, und die Herrschaften, die hier unten mieten wollen, zahlen sehr schön.“

Ich fragte, wer das wäre, und erhielt nach einem Zögern die Antwort, daß es zwei Damen seien, Ausländerinnen, feine Leute, die zahlen könnten, man sehe es ihnen an.

Ich beglückwünschte Frau Freudenreich zu den ungesucht aufgetauchten Ausländerinnen; aber ich konnte mich nicht enthalten nachzufragen, ob denn nun Herrn Freudenreiche Möbel, der Lehnsstuhl, das Bett, in dem er gestorben war, auch vermietet würden?

„O, mein Mann hatte das allerbeste Bett, ein gleiches wie Sie, sein Aussteuerbett, alles Hartholz, das darf ich jedem offerieren,“ antwortete meine Wirtin. Ich sagte nichts weiter und beschloß, die Sache mit Mila zu hereden.

Nun, das geschah denn auch am Abend. Und wenn ich noch heute, nach Monaten, im Hause am „Alten Markt“ sitze, so verdanke ich das Milas bekümmter Miene und ihrer stolzen Abwehr aller Hilfe, die mich veranlaßte, Frau Freudenreich ein gutes Angebot zu machen, um in ihrer Wohnung bleiben zu können. Die unruhigen Wintermonate hatte ich nun doch mit den Freudenreichen durchlebt, warum sollte ich schließlich die stilleren Zeiten, die nun bevorstanden, nicht noch dort verbringen? Mila hat dafür den kleinen Jungen bei sich und ein warmes Zimmer, und ich schreibe am Abend beim Licht der Lam-

pe im altfranzösischen Weihwasserkessel. Es ist mir allerdings hinterher der Gedanke gekommen, ob vielleicht das Angebot der feinen Ausländerinnen gar nie existiert hat und mein großzügiger Lampankauf samt meinen Plänen mit Mila Frau Freudenreichs Erwerbsphantasie be-

flügelt haben sollte? Aber wahrscheinlich tue ich meiner Wirtin sehr unrecht, und überdies ist die ganze Sache einerlei. Wie könnte man leben und etwas arbeiten, wenn man sich um die Schliche der Leute kümmern müßte, die zu ihrem Vor teil kommen wollen!

See-Früh

Die Fahrt im Morgengrüßen,
Drin Wipfel taumeln, Lerchen wehn,
Uns schattenhalb zu Füßen
Die fensterdunkeln Häuser stehn . . .
Herbstbraune Ufer knistern,
Laubhügel duften, rein bereift,

Und Wolk und Nebel schwistern
Zusammen, wo dein Auge schweift . . .
Nun lockert sich das Qualmen
Im Schilf, die weißen Binsen schneen,
Blausurrend aus den Halmen
Siehst du Libellen auferstehn . . .

Siegfried Lang, Basel.

Das gelbe Blättlein

Ich sah im Park die gelben Blätter fallen
In ihrem leisen, feierlichen Totentanz
Und dachte still an jenen letzten Tag,
An dem auch ich in müdem Niedergleiten
Vom Baum des Lebens Abschied nehmen würde —
Und mein Gemüt, ganz frei von Traurigkeit,
Empfand nur dieses: „'s ist nun einmal so,
Dafz alle welken Blätter fallen müssen,
Und Sommersehnsucht ohne Sommerkraft
Wär' bitterer noch als tausend solche Tode!“
Da kommt des Wegs daher ein alter Mann,
Und seine Blicke suchen meine Augen,
Die stet auf seinen Rock gerichtet sind,
An dem gar fest ein gelbes Blättlein hängt:
Er sieht's, erschauert und wankt still von dannen.

Hans Wohlwend, Zürich.

Schwere Stunden

Schwere, leere Stunden
Taumeln mir vorbei,
Singen nicht, Klingen nicht,
Sind gekleidet fahl und einerlei.
Alle meine Saiten
Zerrissen und verstimmt,
Trübe Wasser gleiten,
Dürres Laub drauf schwimmt.
Schlimm ist der Tag,
Schlimmer ist die Nacht,
Wenn alles so grausam

Mit Angst in den Augen wacht . . .
Laßt mich allein!
Seht doch, wie müd ich bin,
Wie müd ich bin,
Kann nicht reden und fröhlich sein.
Mein Vater liegt stille
In einem braunen erdigen Grab;
Wenn ich einmal gut bin,
Wenn ich besser bin, stiller bin,
Wenn ich nimmer Elage,
Darf ich hinab . . .

Hermann Hesse, Bern